

PFINGSTEN UND BABEL

DIE BEIDEN ENDEN DES ABENDLÄNDISCHEN WUNDERS

Daniel Tyradellis

*Hermes, der Vater Pans, stirbt am Pfingsttage.
Das ist ein Wunder, sagt man, das geschieht nicht.*
Michel Serres

ONTOTHEOLOGIE

Was will das Abendland? – Dies ist weniger eine Frage der manifesten Intentionen als eine des Sinns, die unausweichlich onto-theologische Züge trägt. Historisch betrachtet, wird die Haltung, die man ihr gegenüber einnimmt, am sichtbarsten und diskutierbarsten im Wunder als einer Erscheinung, die über das rational Erwartbare hinausgeht und auf ein Mehr oder Weniger an Realität, auf eine Differenz zum alltäglich Gegebenen hinweist. Jede solche Frage muss im Abendland mit, gegen oder durch den christlichen Gott hindurch gedacht werden. Einen *status quo ante* kann es nicht geben, wohl aber den Versuch einer Reformulierung der ontologischen Fragen mit dem christlichen Gottesbegriff als unhintergehbarem, aber nicht unveränderlichem Horizont. Der Versuch betrifft nicht nur jene, die zu glauben meinen. Vielmehr wird er stets unternommen, sobald es mehr als eine Handvoll Menschen gibt, die miteinander in Beziehung stehen. In der Frage des Wollens geht es um die Implikationen sozialen Handelns in individueller wie in kollektiver Hinsicht. Als solche kommen sie im narrativen und visuellen Gedächtnis zum Austrag und insbesondere in dem, was motivisch insistiert. Und das geht uns ebenso an wie das, was die Welt gerade unter Wundern sich vorstellt.

BABEL

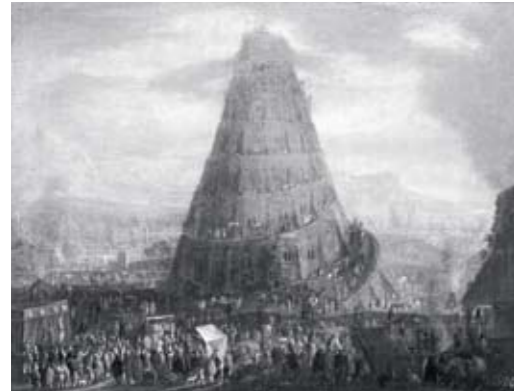
Die Erzählung von Babel (Gen. 11,1–9), das heißt dem Turm, der, von Menschenhand gebaut, schließlich dem Himmel sich so weit näherte, dass Gott eingriff, gehört zum abendländischen Kanon. Rund um die wohl bekannteste Darstellung, *Der Turmbau zu Babel* von Pieter Brueghel d. Ä. aus dem Jahr 1563, hat sich ein gewaltiges Bilderarsenal in das visuelle Gedächtnis eingeschrieben, das fortwährend zitiert, kommentiert und erweitert wird.¹ Gleiches gilt für die Verwendung des Motivs in wissenschaftlichen Traktaten² und in der Literatur.

Die Geschichte vom Turm zu Babel ist Triumph und Niederlage zugleich. Triumph, weil sie zeigt, dass es Menschen, so sie sich verbinden und hinreichend organisieren, gelingen kann, solche immensen Kräfte freizusetzen, dass Gott sich genötigt sieht einzugreifen. Niederlage, weil auf diesem Wege *mehr* als das Eingreifen Gottes nicht zu erreichen ist. Und so gilt der Turmbau zu Babel auch als Chiffre für menschliche Hybris. Sie äußert sich darin, sich Ziele zu setzen, die über das Erlaubte hinausgehen. Doch worin besteht seine Grenze, und wie lässt sie sich erkennen? Die theologische Tradition ist sich einig: Die »Menschen wollen in dem >bis an den Himmel reichenden Turm< ihre eigene Größe darstellen und >sich einen Namen machen<, autonom, scheinbar himmlisch frei, alles vermögend in ihrer Allmachtsphantasie, Gigantomanie und ihrem

¹ Vgl. hierzu Wilfried Seipel (Hg.), *Der Turmbau zu Babel. Ursprung und Vielfalt von Sprache und Schrift* (Ausst.-Kat. des Kunsthistorischen Museums Wien), Wien 2003.

² Vgl. hierzu das Monsterwerk von Arno Borst, *Der Turmbau von Babel. Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker*, 6 Bde., Stuttgart 1957–1963.

3 Karl W. Woschitz, »Der Mensch in der Revolte und unter dem Gottesgeist. Der Turmbau von Babel (Gen 11) und das Pfingstgeschehen (Apg 2)«, in: Wilfried Seipel (Hg.), *Der Turmbau zu Babel*, S. 21–25, hier: S. 21f.



Johann Baptist Graf: Turmbau zu Babel, um 1600. > Seite 176

4 Ebd.

5 Paul Scheerbart, *Lesabéndio. Ein Asteroidenroman*, Kehl 1994 (1913), S. 142. Vgl. hierzu vom Verf.: »Lesabéndio revisited. Phantasma und Gewalt«, in: Hendrik Blumentrath u. a. (Hg.), *Techniken der Übereinkunft*, Berlin 2008, S. 23–35.

Machbarkeitswahn. <³ Gottes Eingreifen ist die gerechte Strafe für diese Hybris, so die schuldorientierte Lesart.

Etwas analytischer betrachtet, steht neben den vielen Fertigkeiten, die es braucht, um ein Bauwerk von der angestrebten Größe des Babel-Turms logistisch und technisch zu realisieren, vor allem die Frage im Raum: Wie lassen sich so viele Menschen auf ein Ziel hin vereinen? Gott schweigt sich darüber aus, gilt er doch gemeinhin als derjenige, der das Ziel verkörpert. Was er hier nur deutlich zeigt (und dieses Eingreifen muss als ein Wunderzeichen gewertet werden), ist, dass er mit dem Ziel der Menschen nicht einverstanden ist und also sie bestraft. So sieht es zumindest aus.

Es könnte aber auch ganz anders sein. Gott hat den Turm nicht zerstört. Vielmehr unternahm er das, was heute das Prinzip jeder militärischen Kriegsführung ist: Er vernichtete als erstes (und einziges) die Kommunikationswege. Er verwirrte die Codes, und die Menschen verstanden einander nicht mehr. Infolgedessen scheiterte das Projekt des Turmbaus. Die Potenziale der Menschen in ihrer arbeitsteiligen Organisation bestanden fort, waren aber um ihr Ziel beraubt und lagen somit brach. »Tausend Ziele gab es bisher, denn tausend Völker gab es. Nur die Fessel der tausend Nacken fehlt noch, es fehlt das *eine* Ziel. Noch hat die Menschheit kein Ziel. Aber sagt mir doch, meine Brüder: wenn der Menschheit das Ziel noch fehlt, fehlt da nicht auch – sie selber noch?« – Also sprach Zarathustra.

Die Geschichte des Menschen gibt sich seither auch als der Versuch, diese Verwirrung der Verständigung zu mindern – gewissermaßen als infrastrukturelle Vorarbeit für die Wiederaufnahme des Turmbaus. »Geschichte und Sprache sind in eine Konnexion gesetzt, denn die eigentliche Gefährdung des Menschen wird im Nichtverstehen gesehen, der Aufhebung der Verständigungsmöglichkeit in der Sprache. (...) Der Gedanke einer ursprünglich bestehenden >einen< Sprache der Menschen spiegelt das reflexive Wissen um die gemeinschaftsstiftende Effizienz des Wortes.«⁴ Die Totalkonversion in den einen *Great Unified Code* ist ein Ideal in technischer wie in politischer Hinsicht. Babel prägt die Realität des Abendlandes bis heute.

Auch das könnte eine falsche Diagnose sein. Es ließe sich nämlich durchaus bestreiten, dass es eine ursprüngliche, wieder herzustellende sprachliche Einheit gab und dass Sprache überhaupt verständigungsorientiert sei; vor allem aber könnte man Gottes Sprachverwirrung auch als Geschenk und freundlichen Wink werten, die Sache einmal ganz anders anzuschauen. Denn was genau wäre mit dem Bau des Turms erreicht gewesen? Oder wie es Dex, der Freund Lesabéndios, des Titelheldens der wohl schönsten literarischen Babelvariante der Moderne, es ausdrückt: »Es kommt mir doch beinahe seltsam vor, dass wir uns eine riesige Arbeit aufladen, ohne *eigentlich* zu wissen, warum wir das tun.«⁵ Und ist nicht das Ideal des universellen Verstehens eines, dessen Methodik und Zielsetzung sich erst noch erklären müsste? Die hermeneutische und diskurstheoretische Vorstellung der verständigungsorientierten Sprache wird allzu selbstverständlich vorausgesetzt. Nichts jedoch ist weniger gesichert. Ist nicht eine Sprache, die verständigungs- und vernunftorientiert gedacht wird, selbst nur der Versuch, den Einzelnen im Höheren – das heißt wahlweise den immanenten Gesetzen des Codes und / oder den Inhalten vernünftigen Denkens – aufgehen zu lassen, ohne dass die Aufhebung Gründe dafür anzugeben wüsste, warum sich auf diesem Wege Gerechtigkeit erzielen ließe? Wäre die Sprachverwirrung von Gottes Hand nicht viel eher der Hinweis darauf, dass das Ziel der Menschen das Miteinander sei, eine Gemeinschaftsbildung bei Aufrechterhaltung aller

Differenzen, die nicht bloß und nicht einmalig vorrangig sprachlich sind? Babel ist möglicherweise der Hinweis darauf, dass es *jene* Vorstellung ist, die gottlos ist.

PFINGSTEN

Diese Lesart führt wie von selbst zu demjenigen Wunder, das meist als Aufhebung des eben geschilderten gilt: Pfingsten (Apg 2,1–13).⁶ Die bestehende und inzwischen als selbstverständlich angesehene Verschiedenheit der Sprachen wird in einem Moment göttlicher Gnade – der Ausgießung des Heiligen Geistes – schlagartig abgeschafft: Man versteht einander über alle Sprachgrenzen hinaus. Das, was menschliche Hybris vergeigt hat, wird nun gnadenhalber wieder geregelt. So sieht es wiederum die Theologie:

Die Sprachenvielfalt galt weder nach der >babylonischen< noch nach der >pfingstlichen< Sinngebung als eine natürliche, vom Schöpfer gewollte Erscheinung. Selbst mit differenzierten Auslegungen der Strafe von Babel als einer Urkatastrophe des Verstehens, nicht der Sprachbildung, die (abgesehen von der hebräischen Ursprache) vielmehr auf den konventionellen Ursprung *ad placitum hominum* zurückgeführt wurde, war die heilsgeschichtliche Klammer zwischen dem durch Hochmut verschuldeten Verlust sprachlicher Kommunikation und deren wunderbaren Wiederherstellung durch den Heiligen Geist nicht wegzudisputieren.⁷

Doch die Lage könnte auch hier anders sein. Die Tatsache, dass sich nun plötzlich alle (wieder?) verstehen, betrifft eben nicht den Code der Sprache, ist kein Douglas Adams'scher Babelfisch in den Ohren der Propheten, sondern betrifft eine Botschaft: die von der Allmacht der Liebe. Was da allen so instantan ins Hirn fährt, ist eine Evidenz, eine Art religiöses Heureka, das nicht vernünftig letztzubegründen ist, sondern sich höchstens im Vollzug beweisen kann. Über den Köpfen der Erleuchteten züngelt von nun an ein Flämmchen wie ein auf Permanenz gestellter Geistesblitz oder die Glühbirne namens Helferlein bei Daniel Düsentrieb. Plötzlich haben es alle verstanden, dass Gott dann in der Welt ist, wenn die Liebe herrscht, dass alle bestehenden Gesetze sich letztlich auf dieses eine Gebot reduzieren lassen. Wer das einmal begriffen hat, für den sieht die Welt dauerhaft anders aus. Und genau das ist das Wunder: das plötzliche und kollektive Einleuchten eines Zusammenhangs, eines Weltentwurfs zur Organisation von Gemeinschaft und Hegung von Gewalt. Pfingsten ist nicht die Geburt der Kirche, wie so oft behauptet wird, weil ihm die Gründung der ersten Gemeinde nachfolgte, sondern das Ereignis eines Verstehens, das die Differenz des Christentums zu allen anderen monotheistischen Religionen markiert.⁸ Es stellt sich nicht durch Abgleichung des Codes auf eine universelle Sprache hin ein,⁹ sondern bedarf anderer Vorgänge. Ob dieses Verständnis von der Allmacht der Liebe überhaupt gerechtfertigt ist, ist eine andere Frage.

WIMMELBILDER

Dass Babel und Pfingsten zum festen Bestand abendländischer Erzählungen zählen, ist – mit Klaus Heinrich gesprochen – ein sicherer Hinweis darauf, dass sich in ihnen Unbewältigtes austrägt. Ich vermute, dass sie immanent aufeinander bezogen sind.

Das Sichtbarste an beiden Geschichten ist, dass es sich jeweils um Kollektivenzenarien handelt: Hier sieht man die Arbeiter und Herrscher beim Bau des

6 Vgl. z. B. Maria Schwabe (Hg.), *Pfingsten statt Babel. Zur Mystik und Spiritualität im Weltsocialforum*, Bonn 2004.

7 Peter von Moos (Hg.), *Zwischen Babel und Pfingsten. Sprachdifferenzen und Gesprächsverständigung in der Vormoderne (8.–16. Jh.)*, Wien/Zürich 2008, S. 5.

8 Joseph Ratzinger, *Komm, Heiliger Geist! Pfingstpredigten*, Donauwörth 2005.

9 Dass dies aber gerne so gesehen wird, zeigt etwa der schon zitierte Tagungsband über die Grenzen der Verständigung unter dem Titel *Zwischen Babel und Pfingsten*, der seinen Untersuchungszeitraum vom 8.–16. Jh. damit legitimiert, dass »die vorgeschlagene Periode durch zwei Wendepunkte in der nicht nur religiösen, sondern auch sprachlichen Konfrontation des Christentums mit nicht christlichen Kulturkreisen begrenzt (ist), hier dem Beginn der Auseinandersetzung mit dem Islam, dort der Entdeckung der »Neuen Welt« mit ihren neuen »Wilden«« (Peter von Moos (Hg.), *Zwischen Babel und Pfingsten*, S. 3).



Joseph Ignaz Mildorfer: Die Herabkunft des Heiligen Geistes, um 1750. > Seite 205

Turmes unter Aufwendung all ihrer Kräfte und Techniken; dort sieht man eine eher intellektuelle Gruppe von Menschen, denen ein Ereignis widerfährt, das ihr Verhältnis zueinander nachhaltig verändert. Beide Szenarien verhandeln auf ihre Weise, wie sich eine Gemeinschaft am sinnvollsten stiften, organisieren und erhalten lässt. Das eine Motiv ist transzendent und damit hierarchisch, das andere immanent. Und »sinnvoll« kann nichts anderes bedeuten, als einen Weg zu finden, wie Gewalt maximal zu hegen ist – als unverzichtbare Vorbedingung für Vernunft und Gerechtigkeit. »Philosophie ist nur möglich unter der Prämisse der Universalität der Vernunft. Aber solange Gewalt offen oder verdeckt das Verhältnis der Menschen bestimmt, kann die Vernunft nicht wahrhaft universell sein.«¹⁰ Die Universalität des *Mediums* spielt dabei eine untergeordnete Rolle im Vergleich zu den praktischen Handlungen, in denen eine Fülle impliziter und expliziter Faktoren zum Tragen kommen, die unter Umständen gar nicht in Sprache aufzuheben, aber sehr wohl wirksam sind. Dabei geht es zum einen konkret darum, inwiefern die Handlung eines Einzelnen »hochgerechnet« zu gesellschaftlichen Dysfunktionalitäten führt (dieser Problemlage entspringt der kategorische Imperativ); zum anderen um die Frage, wie durch das Zusammenwirken vieler und heterogener Einzelaktionen bestimmte neue Konstellationen, Sachzwänge etc. entstehen, deren Implikationen sich mittelbar auf die Gemeinschaft auswirken, aber niemals intentional daraufhin formuliert wurden.

Juristisch wie politisch und religiös geht es also um die Orientierung, Wertung und Regelung menschlichen Verhaltens im kollektiven Maßstab – wobei es ebenso entscheidend ist auszuweisen, wen oder was das Kollektiv umfasst und welche Zeitdimensionen es hat. Hierauf Antwort zu geben, darauf ist das Christentum schlecht eingestellt. Die Lehre Jesu richtete sich immer eher an den Einzelnen als ans Kollektiv. »Das Unternehmen Christi ist individuell. (...) Nun wendet sich Christus kaum an das, was in uns kollektiv ist.«¹¹ Denn das Christentum ist keine Gesetzesreligion, sondern eine der Liebe. *Jesus ist der Vernichter des Gesetzes*, so Nietzsche. Dies stellt den Einzelnen wie das Kollektiv vor Aufgaben, für die es keine präjudizierten Lösungen gibt und auf die das Christentum nicht einheitlich zu reagieren vermag. Anders als im Judentum oder im Islam gibt es hier keinen Kodex, aus dem die Fragen des praktischen Zusammenlebens zu beantworten wären. Die 613 aus dem Talmud abgeleiteten Ver- und Gebote bilden ein umfassendes Handlungskorsett, das tief in den Alltag jedes Gläubigen eingreift und als solches zwar sprachlich, aber vor allem pragmatisch ist und damit verschiedenste Sinne und Kontexte einbezieht. Sie sind die Anwesenheit Gottes ebenso wie die Regelung des sozialen Miteinanders und verbürgen die Gerechtigkeit des eigenen Tuns. Ähnliches gilt für die Scharia im Islam. Auch sie stellt ein verbindliches Gesetzssystem dar, das den Alltag der Gläubigen untereinander regelt.

Die Frage des Christentums lautet also: Wie lässt sich Gerechtigkeit auf Erden herstellen, wenn ihr zentrales Prinzip, die Liebe, nicht durch Gesetze und eindeutige Handlungsgebote gesteuert wird? Das Abendland hat dafür unterschiedliche Antworten parat: Institution (Kirche), Naturgesetze (Wissenschaft), Bildungskanon (Individuum). Alle finden in der Geschichte Anwendung und vermischen sich in ihr. Und sie alle haben mit dem Wunder zu tun, finden in ihm ihren Prüfstein und fühlen sich von ihm herausgefordert.

Die *Kirche* sieht sich als Institution gestärkt und gefährdet durch das Ereignis eines Wunders, da es zwar die Existenz einer höheren Macht zu bezeugen scheint, andererseits aber nicht sichergestellt ist, dass es sich dabei um den

10 Jacob Taubes, »Vier Zeitalter der Vernunft«, in: ders., *Vom Kult zur Kultur*, München 1996, S. 305.

11 Gilles Deleuze, »Nietzsche und Paulus. Lawrence und Johannes von Patmos«, in: ders., *Kleine Schriften*, Berlin 1980, S. 100.

christlichen Gott handelt beziehungsweise das Medium des Wunders (der potenzielle Heilige) in seiner Intention und Lebenspraxis mit der Kirche kompatibel ist. Entsprechendes gilt für das *Bild*, diesem zentralen Kommunikationsinstrument zur Kontrolle und Steuerung des Imaginären. Die Idee eines »echten Bildes«¹² geht historisch darauf zurück, dass das Bild dann und nur dann legitimiert ist, wenn es gottgefällig ist – und dies wurde zunächst markiert durch seine Fähigkeit des Wunderwirkens, bevor es in den Strudel der Bildrhetorik geriet, die die Dinge unendlich verkompliziert.

Die *Wissenschaft* sieht sich in ihrer Entwicklung vom Wunder herausgefordert, sieht in ihm ihren Widerpart und setzt alles daran, es zu widerlegen. Jacob Taubes hat in Anlehnung an Ernst Kantorowicz daran erinnert, dass sich der wissenschaftliche Wahrheitsbegriff gerade in Auseinandersetzung mit der zunächst theologischen, dann juristischen Deutung des Wunders etablierte. Die von den kirchlichen Autoritäten dominierte Auseinandersetzung über die Echtheit eines religiösen Wunders verweltlichte sich, als Fragen der Wahrheit und Zeugenschaft verstärkt vor säkularen Gerichten verhandelt wurden. Indizien und Beweise rückten in den Mittelpunkt und bildeten mehr und mehr die Grundlage des Verfahrens, wie mit Unerklärlichem verbindlich umgegangen werden konnte. In diesem Prozess etablierte sich der wissenschaftliche Begriff von Wahrheit und verwischte (wieder) die Grenzen zwischen religiösen und anderen Wundern, da es auf ihren Inhalt nicht ankam, sondern nur auf ihren Beweis oder ihre Widerlegung. Diese Funktion des »Wunders« als einer Leerstelle für das am Rande des Begreiflichen Stehenden ist bis heute gültig. Von da aus wird verständlich, dass auch in Wissenschaft und Technik die Rede vom Wunder einen festen Platz einnimmt, sei es als unerhörte Meisterleistung oder als unverfügbarer, sich ereignender Moment einer richtungweisenden Innovation. Dennoch gibt es einen fundamentalen Unterschied.

Im Unterschied zum religiösen Wunder, das unmittelbar auf Gott verweist, sind technische Wunderwerke zwar Winke dafür, auf dem »richtigen« Weg zu sein, doch sicher sein kann man sich nicht, da Wissenschaft und Technik nicht von sich aus in der Lage sind, ihre geschichtliche Wahrheit zu verbürgen. *Trial and error* ist demgemäß der abendländische Weg, sich einen Gott zu backen, der nicht angezweifelt werden kann. Von ihm verspricht man sich Gewalthebung, maximale Eindämmung von Leid, Steigerung des Bruttoglücks auf Erden, klare Ansagen über Prinzipien des sozialen Miteinanders und, allgemein, das Fortschreiten in die Zukunft. Die Motivation zu Wissenschaft und Technik muss auch in dem Versuch der Errichtung eines orientierenden Gesetzessystems gesehen werden, um dem Anspruch und der Schwierigkeit, vor die der christliche Gott die Menschen stellt, auszuweichen. Und deshalb ist es auch keine Metapher, wenn vom technischen Wunder die Rede ist: Sowohl das religiöse wie das technische sollen den Menschen davon überzeugen, im richtigen Glaubenssystem unterwegs zu sein. Die abendländische Erfolgsgeschichte von Wissenschaft und Technik ist ein Kind des schwachen Gottes, und es trifft sich hier begrifflich wie systematisch mit dem Wunder, das seit jeher als des Glaubens liebstes Kind charakterisiert worden ist.

Das *Individuum* schließlich sieht seinen Lebensvollzug durch das Wunder in Frage gestellt – das Wunder konfrontiert es mit der Forderung eines Lebens in anderen Sinngefügen und stellt es vor Aporien des eigenen Denkens, denen es sich so oder so stellt oder ausweicht und dabei auf die Angebote seiner Kultur zurückgreift. Bildung galt (und gilt als auf volkswirtschaftliche Zwecke hin optimiertes Verfahren gerade wieder) als das zentrale Element zur Unterstützung

12 Vgl. Hans Belting, *Das echte Bild. Bildfragen als Glaubensfragen*, München 2006.

der schönen Seele. Die Seele jedoch, oder zumindest die Psyche, ist daran das fragilste Element. Denn zwar mag das Gebot der Liebe im Prinzip alle anderen Gesetze ersetzen. De facto aber stellt es den Einzelnen vor schwierigste Herausforderungen, vielleicht Überforderungen, seinen Lebenswandel ausgehend von der und in Hinblick auf die Liebe zu definieren.

Universelle Verständigung als Ideal der abendländischen Vernunft ist getragen von der Möglichkeit einer Gewaltfreiheit. Dabei stellt sich unweigerlich die Frage, wie eng oder weit man den Begriff der Gewalt zu ziehen gewillt ist. Jede Form des Gesetzes übt schließlich eine bestimmte Form von Druck aus, den man durchaus als Gewalt begreifen kann. In einer Kultur, die das so sieht, ist allerdings die Abwesenheit des Gesetzes gar nicht mehr möglich. Die gewonnene Freiheit steht unter dem Gebot des Genießens, das in Gestalt des Über-Ichs als Maximum der Unfreiheit angesehen wird. Die paulinische Ersetzung der vielen Gesetze durch das eine Gebot der Liebe scheint eine Alternative zu formulieren. Ob dem aber tatsächlich so ist, ist eine offene Frage. *Du musst mich lieben, ich bin deine Mutter ...* Psychoanalyse ist auch der Versuch einer Antwort auf das Knäuel von Gesetz und Liebe.

Denn die Opposition von Gesetz und Liebe formt und durchzieht jeden einzelnen Menschen. Jeder ist damit konfrontiert, sich selbst im sozialen Miteinander zu verorten. Das bedeutet zum einen Triebkontrolle und Triebverzicht, da die gegebene Realität (die mehr eine soziale als eine physikalische ist) der Befriedigung der Wünsche Grenzen setzt; zugleich bedeutet es, dass die Triebenergien überhaupt erst einen Gegenstand bekommen und Wünsche produzieren, die Partikel des Lebenssinns darstellen. Dieses fragile Verhältnis ist nicht zu trennen von Fragen der Schuld (juridisch wie ökonomisch), dem Wunsch nach Nähe und Anerkennung, nach Macht und womöglich der Freiheit zur Willkür. Letztere gewinnt gerne eine widersprüchliche Gestalt: immer wieder jene Grenze zu inszenieren, die man überschreiten möchte, um es zu genießen, dass diese Grenze für einen keine Geltung hat – während man maximal von ihr abhängig ist, um etwas zu haben, mit dessen Hilfe sich genießen lässt. Es ist die Schwäche des universellen Prinzips der Liebe (dessen Wahrheit im Pfingstwunder erfahren wurde), dass es hier keine Richtschnur, kein Gesetz gibt, das diese zahllosen *double binds* im Zaum zu halten in der Lage wäre. Es gibt »eine gewisse atheistische Botschaft im Christentum. Durch das Christentum, sagt Hegel, vollendet sich die Zerstörung der Götter. Der Mensch überlebt den Tod Gottes, für den er die Verantwortung trägt, aber indem er dies tut, stellt er sich selbst vor uns hin. Wie die heidnische Legende berichtet, ertönt im selben Augenblick, da der Vorhang des Tempels zerreißt, die Botschaft über das Ägäische Meer – Der große Pan ist tot.«¹³ Auftritt des Unbewussten.

DIE KIRCHE UND IHRE TECHNIK

Dass der Anspruch an den Einzelnen in der Lehre Jesu – also das, was durch das Pfingstereignis als Evidenz in die Köpfe der Gläubigen kam – eine Überforderung sein kann und insbesondere im praktischen Vollzug schwer zu kontrollieren ist, das wusste auch der Schreiber des furchtbarsten Buches des Neuen Testaments: der Johannes-Offenbarung, des Buchs der Zombies. In ihm bekundet sich der Versuch, per heilsgeschichtliche Dialektik eine strukturelle Schwäche der Lehre Jesu zu kompensieren. Jesus »glaubte, dass eine Kultur der individuellen Seele genügen würde, um die in der kollektiven Seele verborgenen Ungeheuer zu vertreiben. Ein politischer Irrtum.«¹⁴ Vor der Folie

von D. H. Lawrence' *Apokalypse*¹⁵ zeigen Gilles und Fanny Deleuze, wie die Kirche ein System von Schuld und Gericht als multimediales Gesamtkonzept installiert hat, um die Schwäche der politischen Theologie des Christentums durch eine Macht- und Kontrolltechnologie zu kompensieren, die die kollektive Seele adressiert. Das ist der Preis, den das Christentum psychoökonomisch zu zahlen hat. »Die Apokalypse bricht zugleich mit der Prophetie und vor allem mit der eleganten Immanenz Christi, für den sich die Ewigkeit zuallererst im Leben bewies, sich nur im Leben beweisen konnte.«¹⁶

Lässt sich die kollektive Seele nicht auch anders als über Schuld und Katastrophe zähmen? Die Kirche hat hierzu ein hierarchisches Gesetzssystem installiert, das wie ein juridisches System das Verhalten regelt. Dietrich Bonhoeffer sprach einmal von der Kirche als derjenigen Instanz, durch die das »Wunder einer neuen Glaubenserweckung« gelingen könne. Das ist die Frage. Dagegen oder daneben leuchtet weiterhin Franz Rosenzweigs »Stern der Erlösung«¹⁷, unter dem für die Institution der Kirche keine Notwendigkeit besteht, vielmehr sich in der Ausübung der Mitzwot der Gottesdienst und damit die Hegung von Gewalt und Herstellung von Gemeinschaft ganz praktisch vollzieht. Das ist in gewisser (und doppelter) Hinsicht ur-christlich. Es verzichtet auf die Institution der Kirche, und es übernimmt vorchristliche, nämlich jüdische Rituale. Es ist dies kein Weg in Schuld und Innerlichkeit, aber auch keiner ohne Verantwortung. Jacob Taubes diagnostiziert: »Die Streitfrage zwischen der christlichen und der jüdischen Religion verweist auf den immerwährenden Konflikt zwischen dem Prinzip des Gesetzes und dem Prinzip der Liebe. Das >Joch des Gesetzes< wird vom Enthusiasmus der Liebe in Frage gestellt. Aber am Ende könnte allein die >Gerechtigkeit des Gesetzes< die Willkür der Liebe in Frage stellen.«¹⁸ So plausibel das einerseits ist, so könnte doch auch die Umkehrung gültig sein: Durch nichts als den Glauben daran ist bestätigt, dass das Prinzip der Halachah Gerechtigkeit im großen Maßstab bedeutet. Liebe jedoch hält die Strukturen geschmeidig und vergrößert die Ausschläge im Leben. Und wenn es wahr ist, dass Glück nur als episodisches Phänomen möglich ist, könnte auf ihr auch eine annehmbare Ökonomie sich gründen lassen.

Doch das Abendland hatte nie den Mut, das zu leben. Weil die damit verbundene Unsicherheit nicht auszuhalten ist, hat das Abendland sich die Technik erfunden. Um das zu bemänteln, verbindet man diese weniger mit dem Mythos von Babel als dem Ereignis von Pfingsten. Und so wird permanent zwischen Pfingsten und Babel oszilliert: Zum einen die technologische Anstrengung, die jede Menge Ressourcen braucht und deren Zweck nur mangels Alternativen so unhinterfragt bleibt; zum anderen das Unternehmen einer technisierten Globalisierung mit der Utopie eines universellen Verstehens (sei es auf der Ebene der Ökonomie, der Jurisprudenz, der Mathematik, der Politik – alles Register, die auf höchst unterschiedliche Weise diese Einheit fassen). Der Geniestreich des Abendlandes besteht darin, ein nur diffuses Versprechen zu geben, das gerade konkret genug ist, um als richtungweisend zu gelten, und unklar genug, um sich nicht eindeutiger Kritik aussetzen zu müssen. Und alternativlos scheint es ohnedies nur, weil sich die Welt in einem so hohen Maße von der Technik abhängig gemacht hat, dass nur noch die Technik selbst die Hoffnung zu vermitteln vermag, die durch sie entstandenen Probleme auch wieder zu lösen.

13 Jacques Lacan, *Die Ethik der Psychoanalyse* (Seminar VII), Weinheim 1995, S. 216.

14 Gilles Deleuze, »Nietzsche und Paulus«, in: ders., *Kleine Schriften*, S. 100.

15 D. H. Lawrence, *Apokalypse*, Düsseldorf 2000.

16 Gilles Deleuze, »Nietzsche und Paulus«, in: ders., *Kleine Schriften*, S. 106f.

17 Franz Rosenzweig, *Der Stern der Erlösung*, Frankfurt/Main 1988 (1921).

18 Jacob Taubes, »Die Streitfrage zwischen Judentum und Christentum«, in: ders., *Vom Kult zur Kultur*, S. 98.

BABEL IST PFINGSTEN — PFINGSTEN IST BABEL

Pfingsten als Medien- und Kommunikationsproblem zu lesen, ist das abendländische Missverständnis schlechthin. In ihm wird sichtbar, wie durch die Diagnose eines Problems die Lösungsmöglichkeiten solcherart vorgefertigt sind, dass sie ihr Ziel verfehlen müssen und sich genau darin selbst affirmieren. Pfingsten ist kein technisches Problem, Babel schon eher, aber in einem anderen Sinne: dass nämlich auch der gelingende technische Weg der Angabe seines Zieles schuldig bleibt. Deshalb ist das Wesen der Technik sehr wohl technisch. Es ist der Versuch, technisch über das zu denken, was zu denken ist, um nicht anders darüber denken zu müssen. Es ist die Suche nach einem depersonalisierten Führer. »Es gibt vielleicht wenig Ähnlichkeit zwischen Hitler und dem Antichrist, aber dafür viel Ähnlichkeit zwischen dem Neuen Jerusalem und der Zukunft, die man uns nicht nur in der Science-Fiction verspricht, sondern eher in der militärisch-industriellen Planung des absoluten Weltstaates.«¹⁹ Der Turmbau zu Babel ist noch nicht beendet. Es ist allerdings weniger die menschliche Hybris, die sich in dieser Erzählung verbirgt. Nicht der Wunsch, es Gott gleich zu tun, treibt Wissenschaft und Technik an. Es ist vielmehr die – womöglich begründete – Angst davor, sich seinem Liebesgebot zu überantworten. Das Denken des Abendlandes geht von der Gewissheit aus, dass Erkenntnis eine Richtung hat und sich dieser Prozess steuern und optimieren lässt. Der vernünftige Diskurs mündet so in den juristisch-naturwissenschaftlichen. Es sein denn, man anerkennte das wesentlich Metarationale, die unaufhebbare (und auch nicht anzunähernde) Differenz der Ereignisse im großen, kollektiven Maßstab. Das aber hieße, auf Wunder zu hoffen.

Wenn aber von technischen Wundern die Rede ist, dann ist exakt dasjenige gemeint, was die Immanenzphilosophen am Wunder so hassten: seine Einführung einer anderen Welt und einer Transzendenz. Wissenschaft und Technik betreiben die größten Anstrengungen, aus der Herausforderung der Liebe ein mit naturwissenschaftlichen Mitteln (vulgo Natur-Gesetzen) zu lösendes Problem zu machen. Die Herrschaft dieses Ansatzes durchdringt nach und nach alle Bereiche menschlicher Existenz. Hormone und Psychopharmaka setzen dazu an, auch die Liebe zu kolonisieren. Damit ist die christliche Idee der Liebe in weite Ferne gerückt. Pfingsten steht noch aus. Atheistischer Alternativvorschlag: »Aufhören zu lieben. Dem Urteil der Liebe >den Entschluss< entgegenzusetzen, >dass die Liebe niemals wird siegen können<. (...) Nicht mehr lieben, sich nicht mehr geben, nicht mehr nehmen. Und so den individuellen Teil seiner selbst retten.«²⁰

19 Gilles Deleuze, »Nietzsche und Paulus«, in: ders., *Kleine Schriften*, S. 114.

20 Ebd., S. 123 (die in einfache Anführungszeichen gesetzten Wendungen stammen von D. H. Lawrence).